



Ich erinnere mich noch genau an den Jungen, der mich eines Abends in Marseille mit leerem Blick ansah. Vielleicht war er 13, vielleicht 14 – aber er sprach wie ein Mann, der schon zu viel gesehen hat. „Ils m'appellent chouf“, sagte er. Sie nennen mich den Späher. Er stand am Eingang eines heruntergekommenen Immeubles, sein Handy in der Hand, bereit zu warnen, wenn die Polizei kommt. Er war höflich, nicht aggressiv. Und vollkommen verloren.

Es war nicht sein Blick, der mir das Herz zerriss – es war die Gleichgültigkeit, mit der er seine Rolle akzeptierte. Der Staat war für ihn ein Phantom, seine Schule eine Ruine, seine Zukunft ein Witz. Die einzigen, die ihm Anerkennung gaben, waren die Dealer. Und wir – wir alle – lassen das zu.

Die Mafia übernimmt, wo der Staat versagt

Frankreich hat sich über Jahre hinweg an einen schleichenden Kontrollverlust gewöhnt. In Hunderten von Vierteln « sensibles » herrscht nicht mehr die République, sondern das Recht des Stärkeren – oder besser: das des Schnellsten. Denn die Drogenökonomie funktioniert effizienter als jedes staatliche Förderprogramm. Sie zahlt besser, bindet stärker, rekrutiert jünger.

Wir reden heute davon, dass Kinder mit 12 Jahren für Gangs arbeiten. Zwölf. Während bürgerliche Eltern über bilinguale Grundschulen diskutieren, lernt ein anderer Teil der Gesellschaft, wie man Haschisch transportiert, wie man den Blick senkt, wenn das Blaulicht kommt, wie man mit 50 Euro am Tag Respekt verdient.

Wir dürfen nicht mehr von „abgerutschten Jugendlichen“ sprechen – das ist eine gefährlich beschönigende Metapher. Die Wahrheit ist: Wir lassen zu, dass kriminelle Strukturen systematisch Kinder rekrutieren, emotional manipulieren und sozialisieren. Sie werden nicht nur Täter – sie werden vor allem Produkte eines zynischen Systems, das ihre Sehnsüchte besser versteht als jede Schulbehörde.

Wegsehen ist Mittäterschaft

Die Politik liefert sich der Illusion aus, man könne das Problem wegprepressieren. Mehr Polizei, härtere Strafen, neue Gesetze – das alles ändert nichts an der sozialen Realität, in der diese Kinder leben. Jeder zerschlagene Drogenring wird durch einen neuen ersetzt, jede Razzia ist am nächsten Tag vergessen.

Gleichzeitig versagen unsere präventiven Institutionen auf ganzer Linie. Schulsozialarbeiter



Kommentar: „Ils m'appelaient chouf“: Wie wir unsere Kinder an die Drogenmafia verlieren – und warum wir es zulassen

sind überfordert, Jugendrichter frustriert, lokale Initiativen unterfinanziert. Während wir Integrationsdebatten führen, verlieren wir Generationen an Parallelwelten, in denen die Regeln des republikanischen Zusammenlebens nie vermittelt wurden – nicht weil die Jugendlichen sie nicht verstehen könnten, sondern weil niemand sie ihnen erklärt hat.

Noch schlimmer: Wir normalisieren das. Wenn ein 15-Jähriger mit einem Scooter und einer Louis-Vuitton-Tasche durch die cité fährt, zucken wir mit den Schultern. „So ist das halt heute.“ Nein. So darf das nicht sein.

Wer diese Kinder retten will, muss mehr riskieren

Es braucht keine neuen Gesetze, sondern einen radikalen Perspektivwechsel. Wer diese Kinder zurückholen will, muss dorthin, wo sie sind: auf die Straße, in die Treppenhäuser, in die stillgelegten Turnhallen. Es reicht nicht, Integrationskurse anzubieten – wir müssen alternative Biografien aufbauen.

Initiativen wie „Cap Jeunes“ in Amiens zeigen, dass es geht. Ex-Dealer als Mentoren, Sozialarbeiter mit echter Präsenz, kulturelle Programme mit Substanz statt Symbolpolitik – das ist der Weg. Aber dafür braucht es Mut. Den Mut, Ressourcen umzuleiten. Den Mut, auch gegen Widerstand von Sicherheitsfanatikern und Etatisten zu sagen: Diese Kinder sind nicht verloren – noch nicht.

Und es braucht Öffentlichkeit. Wir müssen aufhören, wegzuschauen. Jeder von uns, der in einem sicheren Viertel lebt, der das Glück hatte, mit intakter Familie und Zukunft aufzuwachsen, hat eine Verantwortung. Denn in einem Land wie Frankreich – das sich Republik nennt – darf das Schicksal eines Kindes nicht vom Postleitzahlenbereich abhängen.

Wollen wir Kinder oder Soldaten?

Am Ende stellt sich eine schmerzhafteste, aber entscheidende Frage: Wollen wir, dass unsere Gesellschaft Kinder großzieht – oder dass sie Soldaten für die Unterwelt produziert? Denn genau das tun wir derzeit.

Der 13-jährige „chouf“ in Marseille hatte keine Träume mehr. Nur einen Job. Nur ein System, das ihn benutzt und dann wegwirft. Wir können uns entscheiden, das zu ändern. Aber dafür müssen wir aufhören, uns selbst zu belügen.

Es gibt keine Neutralität im Angesicht solcher Ungerechtigkeit. Schweigen ist



Kommentar: „Ils m’appelaient chouf“: Wie wir unsere Kinder an die Drogenmafia verlieren – und warum wir es zulassen

Komplizenschaft.

Von Andreas Brucker